



Leben mit Tschernobyl

Eine Reportage aus den verstrahlten Regionen Weißrusslands

Christian Weisflog

„Ich glaube, Gefahren warten nur auf jene, die nicht auf das Leben reagieren“, sagte Michail Gorbatschow am 5. Oktober 1989 auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld zu Erich Honecker. Durch eine etwas freie Übersetzung wurde aus dem Zitat das geflügelte Wort „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“. Zu spät kam auch Dmitrij Sasinjez, der un-

Michail Gorbatschow detaillierter über den Unfall in Tschernobyl.

Vor drei Jahren ist Dmitrij Sasinjez auch noch die Frau gestorben, seine Kinder wohnen in der Stadt. Geblieben sind ihm seine zwei Hühner, die Kuh und der Stier, zwei Katzen und die graise Nachbarin Marie. Sie sei ein bisschen verrückt, sagt der 72-jährige Dmitrij mit einem Schmunzeln. Umzingelt von zerfallenden Holzbauten steht sein vom Wet-

wurmstichigen und runzeligen Apfel. Er lebt von dem, was sein verseuchter Boden hergibt. Doch auch wenn ihn seine Kinder regelmäßig besuchen, möchte er hier weg: „Leben kann man hier, aber es fehlen mir die Menschen“, meint er.

Dmitrij ist kein Einzelfall. Viele, vor allem alte Menschen, die ihre Region nach dem Reaktorunfall verlassen haben oder umgesiedelt wurden, kehrten wieder in ihre Häuser zurück. Es ist eine



weit der 30-Kilometer-Sperrzone des Atomkraftwerks Tschernobyl alleine in seinem Heimatdorf zurückgeblieben ist. Kurz nach der Katastrophe habe es im Radio bloß geheißt, man solle den Deckel über den Brunnen schließen. Mehr nicht. Fünf Familien im Dorf, die gut informiert waren, hätten ihre Häuser noch rechtzeitig verkauft, erzählt der 72-Jährige. Erst am 14. Mai informierte

ter geschundenes Holzhaus wie ein letzter Rest Leben in der Einöde. Dmitrij freut sich über jeden Besucher und bittet gerne in die einfache Stube, die ein Holzofen wärmt und vom herben Geruch des einfachen Lebens erfüllt ist. An der Wand hängt ein Ikonenkalender, der Tisch ist mit allerlei Töpfen zugestellt und an einer Ecke hängt ein Netz mit frischem Quark. Dmitrij zeigt stolz seine

ländliche Gegend um Tschernobyl, wo die Menschen eng mit der Natur und ihrem Boden verwurzelt sind. „Wo ist sie denn, diese Radioaktivität?“, sagen sie sich. Man sieht sie nicht, riecht sie nicht und schmeckt sie nicht. Sie ist so unsichtbar wie der Tod, Gott oder der Teufel. Hätte man keine modernen Messgeräte, gäbe es sie eigentlich gar nicht. Manche Dörfer rund um Tschernobyl

bleiben ohne Menschen. Sie stehen wie Mahnmäler in den verseuchten Weiten von Weißrusslands Süden.

In den radioaktiv verstrahlten Regionen, die rund 20 Prozent des Staatsgebiets ausmachen, leben nicht nur Menschen, die geblieben oder zurückgekehrt sind, sondern auch Einwanderer. Sie kommen oft aus Krisenregionen und finden hier eine Oase der Ruhe. So auch Ludmilla Schubina und ihre Eltern, die als Russen in Kasachstan diskriminiert wurden. Die Familie kam 1997 nach Skodnoje, ein Dorf mit 800 Seelen, 90 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Die Strahlung liegt hier ein Mehrfaches über dem europäischen Grenzwert. Da ihre Großmutter Russlanddeutsche war, hätte die Familie auch nach Deutschland ausreisen können, aber Ludmillas Vater wollte das nicht. In Skodnoje hatten sie Verwandte. Die Sowchose stellte ihnen ein Haus zur Verfügung und Ludmilla erhielt Arbeit als Musiklehrerin. Von der Radioaktivität wussten sie damals nichts, sagt sie. Zwei Jahre nach ihrer Ankunft erkrankte sie, doch weg will die Mutter zweier Kinder nicht mehr: „Hier gibt es keinen Krieg, dafür Arbeit und Lohn. Was brauche ich mehr?“

Ähnlich denken auch Menschen, die in der Region geblieben sind, wie Galina Litwinenko. Die Krankenschwester arbeitet in Walawsk, dem Nachbardorf von Skodnoje. Angst habe sie keine vor der Radioaktivität. Jedes Jahr würden Leute aus Minsk kommen, die ihr Gemüse auf Ra-

dioaktivität kontrollieren. Galina hat zwei Kinder, die 1989 und 1990 geboren wurden. Ihr Immunsystem sei geschwächt, und ihr Sohn sehe auf einem Auge schlecht. Eine Art grauer Star ist bei Jugendlichen in den verstrahlten Gebieten weit verbreitet. Galina betreibt in Walawsk eine kleine Ambulanzstation. Ihr Medikamentenschrank ist praktisch leer, die Einrichtung ist spartanisch und teilweise antiquiert. Aber die 36-Jährige will sich nicht beklagen: „Nur ein bisschen mehr Platz wäre schön.“ Besonders für die alten Leute ist ihre Arbeit Gold wert. „Die jungen Leute gehen weg.“

Tschernobyl ist in jeder Familie und praktisch kein Mensch ist gesund. Die Kinder nähmen alle Tabletten, meint Nadjeschda Leoniko, die Leiterin eines Kindergartens in Kriwtscha, unweit der 30-Kilometer-Sperrzone. Vor allem die Schilddrüsen seien entzündet. Was Radioaktivität ist, erfahren die Kleinen schon aus Bilderbüchern. Im Moment hat Nadjeschda nur vier Kinder zu betreuen. Neugierig suchen Katja und Tanja den Kontakt zu fremden Besuchern. Die Älteren sind im Sanatorium zur Erholung. Zweimal im Jahr wird in den verstrahlten Gebieten der Unterricht für drei Wochen in eine saubere Region in Weißrussland verlegt. Auch die 46-jährige Kindergärtnerin weiß, dass das Leben hier nicht gesund ist. Aber sie versucht ihr Gewissen mit einer verbreiteten Binsenweisheit zu beruhigen: „Die Leute, die weggehen, werden krank, weil ihr Organismus an die Strahlung gewöhnt ist.“



Fotos: Christian Weisflog